

Der Stotterer, Ulf Kreth

Seine Beine baumelnd, in den eben gepflückten, glänzenden Apfel beißend, saß der schwächliche Junge auf der alten Kirchenmauer, die an vielen Stellen bereits eingefallen war und somit ungewollten Zugang zum Vorhof des heiligen, zypressenbewachsenen Ortes bot. Mit zusammengekniffenen Augen blickte er zögernd in die grelle, tiefstehende Spätsommersonne. Die kühle Brise, die den schmalen Weg, der vom Hafen her mäandrisch ins Städtchen führte, und den kargen, felsigen Hang hinauf vom Meer zu ihm genommen hatte, wirkte äußerst erfrischend und angenehm. Von Zeit zu Zeit mußte er seine Körperhaltung ein wenig ändern und seinen Sitz erneut ausbalancieren, während er genußvoll kauend zum Marktplatz hinüberschaute, aus einiger Entfernung einige Ältere beobachtend, die im Schatten der Bäume Boccia spielten.

Der Junge war im zarten Knabenalter. Und lediglich aufgrund seiner Magerkeit unterschied er sich von den durchschnittlichen Angehörigen seines Geschlechts und Alters. Doch war sein hagerer Körper keineswegs der Grund dafür, daß er keine Freunde besaß. Ebenso wenig verschuldete sein ruhiges, introvertiertes Naturell letztere Gegebenheit. Es mußte vielmehr sein Stottern als Anlaß einer solchen Armseligkeit verstanden werden. Das Stottern war unbestreitbar schrecklich. Er konnte kaum ein Wort einwandfrei artikulieren. Die wenigen Sätze, die er versuchte seiner Umwelt zu vermitteln, vermochte diese nur durch genaues, mühevolleres Zuhören und mit Hilfe eines wundervollen Zusammenspiels von Phantasie und Logik korrekt zu erfassen.

Doch nicht immer hatte er diesen Sprachfehler sein Eigen nennen müssen, dieses Ungetüm, das seinen Mitmenschen soviel Geduld und Mühsal abverlangte, seine Eltern sorgte und bis zu jenem Zeitpunkt zahllose Ärzte an den Rand ihrer Fähigkeiten und unglücklicherweise stets darüber hinaus gebracht hatte. Die renommiertesten Doktoren und Professoren auf dem Gebiet waren erfolglos zu Rate gezogen und um Hilfe gebeten worden, einem tapferen Ritter ähnelnd mit gleicher Kühnheit gegen Windmühlen ausgezogen; und dennoch: keiner der so zahlreich konsultierten Sprachheilkundigen vermochte es, den Knaben zu heilen. Menschliche Fähigkeiten unterliegen demnach nur allzu oft Zügellosigkeit ihres eigenen Geschlechts: Niemand außer dem Betroffenen und seinem Missetäter wußte um die unbeherrschte Tat der Hand des Vaters, die in Unachtsamkeit deutlich zu grob den Hinterkopf des Jünglings vor einigen Jahren schwungvoll getroffen hatte.

Selten bediente er sich seiner rudimentären Sprache. Mit seinen Eltern wußte er sich mittels der Zeichensprache, die er während seiner vielen und oftmals auch längeren Aufenthalte in den diversen Sanatorien und Kliniken ohne größere Schwierigkeiten rasch erlernt und die er jene rastlos gelehrt hatte, zu verständigen. In der Schule verspürte das Lehrerkollegium Mitleid: Nie wurde er dort aufgefordert, einer im Unterricht gestellten Frage Rede und Antwort zu stehen - seine schriftlichen Leistungen reichten stets aus, um das Klassenziel zu erreichen. Denn obgleich in der Vergangenheit seinem Sprechzentrum ein bis zu jenem Tage nicht wiederherstellbarer Schaden zugefügt worden war, hatte das besagte Glück im Unglück dafür gesorgt, daß andere zerebrale Regionen in keinsten Weise Schwächen erfahren hatten. Seine mißgestaltete Sprache hatte nicht dafür gesorgt, daß sein Geist ebenso verkümmert war. Und dennoch, gänzlich ungeachtet der Tatsache, daß er zweifellos unschuldig war an seinem Stottern, er geistige und körperliche Normalität besaß, verabscheute oder bemitleidete ihn seine Umwelt, hielt sich seiner fern, behandelte ihn abweisend und zurückhaltend, als ob er an einer ansteckenden, tödlichen Krankheit litt. Sein Schicksal offenbarte sich ihm als das eines Aussätzigen: abgeschnitten und verstoßen von den gleichaltrigen Knaben und Mädchen, ausgeschlossen aus der Welt der Erwachsenen, seiner Mutter fremd, die sich insgeheim nach einem gesunden Kind sehnte, dem Vater verhaßt, da dieser auch nach Jahren täglich aufs neue fürchten mußte, verraten zu werden, in seinem Sohn nicht mehr sein eigen Fleisch und Blut verstand, sondern vielmehr das Mahnmal seines Jähzorns.

Somit kam es, daß der Knabe den Umgang mit Menschen scheute und mied, sich in die Enge seines Zimmers drängte, dort vor Hohn und Verachtung Zuflucht suchte und fand. Er liebte die Literatur, insbesondere ein französisches Buch, das er einst gelesen hatte und das die Geschichte eines armseligen Buckligen, den jedermann verspottete, erzählte. Oft nahm er diesen Roman zur Hand, las aufs neue die Stelle, die die Pein, die der Mißgebildete durch seine Umwelt erfuhr, schilderte und teilte dann gewissenhaft die Schmach und den Schmerz des Unglücklichen. War diese Figur auch nur die Idee eines längst verstorbener Schriftstellers, ein Gespinnst dessen Phantasie, so linderte sie dennoch wie kein anderes Wesen sein Leid, ihm zugefügt durch die Kälte seiner Mitmenschen. Den mildernsten Trost jedoch fand er beim Meer, das auf seine eigene Art und Weise oftmals schweigsam und plaudernd zugleich war. Wenn ihm gelauscht wurde, dann teilte es sich einem in Intervallen mit, die den seinigen ähnelten, und so wie der Bucklige die Statuen mißgestalteter Dämonen geliebt und in ihnen sein Ebenbild gefunden hatte, stundenlang mit diesen zu plaudern wußte, derartig verhielt sich der Junge gegenüber dem Meer, bei dem ihm das Reden leicht fiel, das sich Zeit für ihn nahm, ihn nicht drängte, bei dem er somit nicht aufzuhören vermochte, Erlebtes zu erzählen, und im Gegenzug ebenso geduldig und voller Freude des Meeres eigenen Erfahrungen offenen Mundes gespannt zuhörte.

Auf eben jenem Weg zum Meer hatte er eine kurze Rast einlegen, das grüne Stück Obst verzehren und währenddessen dem gemächlichen Spiel der Alten zuschauen wollen. Als er denn just im Begriff war, seine Wanderung hinunter zum Hafen fortzusetzen, bog um die Ecke des Friedhofs eine Gruppe von sieben Jungen, die mit ihm dieselbe Schule besuchten, ein oder zwei Jahre älter waren als er und von jeher Gefallen daran gefunden hatten, ihn, sobald sie ihn schutzlos außerhalb der Reichweite eines ihm befreundeten oder vertrauten Erwachsenen fanden, zu hänseln, zu necken, ihn lautstark zu imitieren. Manchmal verprügelten sie ihn auch, wobei sich hierbei insbesondere der Älteste ihrer jugendlichen Gemeinschaft hervortat, seine ihm gegebene Kraft nutzte, um sich vor seinen Kameraden als der von ihnen Stärkste zu profilieren und seine besondere Stellung unter ihnen, die offensichtlich der eines Anführers glich, erneut zu bestätigen. Sie waren seiner bereits aufmerksam geworden und näherten sich dem Stotterer hastig, dem keine Möglich-

keit blieb, ihnen zu entkommen: im Lauf hätten sie ihn allesamt eingeholt. So wartete er schweigend und geduldig, als die Sieben blökend und auflachend auf ihn zuschritten, um sich dann im Halbkreis vor ihm aufzustellen. Ohne ein Wort zu sagen trat einer der Widersacher hervor, riß den Stotterer von der alten Kirchenmauer hinunter und gab ihm mit aller Wucht eine Ohrfeige. Das Opfer stöhnte kurz auf, massierte dann seine linke Wange, die sich rasch errötete, blieb aber stumm. Sein Gegenüber blickte zu seinen Kameraden und ließ sich und seine Tat durch das Lachen und Schreien der anderen feiern. Die Augen zum Boden gewandt löste sich nun wenige Augenblicke später der Älteste aus der Reihe heraus, stellte sich in seiner ganzen Größe, die Schultern zurückgezogen, vor dem Stotterer auf. Dann hob er seinen Kopf, sah ihm geradewegs lächelnd ins Gesicht, um einen kurzen Moment später weit auszuholen und dem Gepeinigten mit aller Wucht zwischen dessen Beine zu treten. Sekunden wurden zu Minuten: Ungläubig starrte der Stotterer zunächst voller Trauer, den Schmerz noch erfolgreich unterdrückend, den Anführer an, der ihn ebenso verständnislos und unsicher betrachtete; dann wanderte sein Blick von einem der jugendlichen Gefolgschaft zum anderen – auch sie harrten bewegungslos auf ihren Plätzen, offenen Mundes und fassungslos.

Unter dem lauten Gelächter seines Antagonisten brach er in sich zusammen. Er krümmte sich stöhnend wie ein geschundener Hund auf dem Boden; vor den Augen tanzten vor schwarzer Nacht die Sterne des unendlichen Universums, die er zu anderem Zeitpunkt allesamt hätte beim Namen nennen können, die ihm nun aber fremd und unwirklich schienen, kein Teil der Realität sein konnten, die er momentan so stechend empfand. Sich um sich selbst drehend, schwebte er auf einer düsteren Wolke der Qual, vernahm durch ihren Schleier zunächst kaum, dann immer stärker das Jubeln der anderen, und während die Wellen des Schmerzes verebten, wuchs in ihm der Haß, fand Nährboden in der Freude seiner Feinde, seines Feindes; zum ersten Mal verstand er den düsteren Teil seines fiktiven Ichs, die Romanfigur, erkannte, weshalb dieser böse geworden war, mit derselben Waffe stritt, mit der die Menschen ihm Wunden geschlagen hatten.

Die Tränen, die er zahllos vergoß, liefen heiß seine Wangen hinab, als er auferstand, seinen Feind umarmte und küßte. Seine feuchten Wangen schienen zu implodieren und erst als er von dem ältesten Übel abließ, seinem Mund ein feiner Faden rötlichen Blutes die Pfade seiner Tränen folgte, gewann sein Gesicht seine alte Form. Nun blickte er voller Genugtuung in die entsetzten Augen seines Feindes, spürte, wie sein Haß von ihm wich und spuckte den letzten Ekel zwischen sich und ihn. Und wieder waren die Augenblicke gedehnt, erlag die Wirklichkeit einer grausamen Verzerrung, die nur allmählich durch das wilde, unkontrollierte Schreien der Mitläufer zurück zu ihrem Ursprung fand. Eilig stürzten diese zu ihrem Oberhaupt, das ohnmächtig in sich zusammensackte, dessen Wehklage jedoch nie mehr einen menschlichen Laut zu erzeugen vermochte.